

ein bedeutender Verlag das Recht hat, sich dem Dienst am lyrischen Wort und dem Opfer dafür zu entziehen. Der groteske Zustand, daß über das Sein oder Nichtsein des deutschen Verswortes der Beschluß von Verlagsaktionären allein entscheidet, muß endlich aufhören, damit der Aktie, dem Produktionsbehelf, nicht das Produktive selbst zum Opfer falle.

Daß meine Behauptung, die Lyrik werde von deutschen Verlegern als Fremdkörper im Rahmen der Produktion betrachtet, keinesfalls übertrieben ist, möge im Zusammenhang mit den angezeigten Büchern ein Beispiel lehren. In einer Vorankündigung seines Verlegers wird uns der Dichter Hans Schwarz mit folgenden Worten vorgestellt: „Man kann fragen, warum wir Gedichte empfehlen, und wir werden antworten: weil diese Gedichte aufhören, Gedichte zu sein. Denn sie lassen die Lyrik hinter sich und gehen uns als politische Menschen an.“ Mit dieser gleichsam entschuldigenden Geste veröffentlicht heute ein gebiegender Verlag das deutsche Verswort und ist sich wahrscheinlich gar nicht bewußt, daß er mit diesen Worten der dekompositorischen Macht der letzten Jahre, die auch der poetischen Kraft des deutschen Menschen wirksam zu Leibe ging, ein Zugeständnis macht. Und so wird der Leser, dem die merkwürdigen Zusammenhänge zwischen Lyrik und Verleger verborgen bleiben, mit Recht verwundert sein, wenn er in den zwei Bänden „Götter und Deutsche“ und „Du und Deutschland“, die die Geltung des Dichters Hans Schwarz begründen, Seite auf Seite Gedichte entdeckt, die mit keiner Zeile aufhören, Gedichte zu sein. Wohl finden Grenzüberschreitungen aus dem Lyrischen ins Dramatische, aus dem Balladesten ins Liturgisch-Verkündende statt. Aber all diese Modulationen ändern nichts an der Tatsache, daß die Lebenskraft der Gedichte einzig durch die Dichtigkeit des geschwungenen Wortes bestimmt wird.*

Wir sehen: Dietrich läßt in seinem Appell an die „großen Verlage“ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; er spielt sogar den Gedanken aus, einen „bedeutenden“ Verlag von Staats wegen zum Druck von lyrischen Werken zu zwingen; es hört sich beinahe wie Sabotagevorwurf an, wenn er erörtert, „ob ein bedeutender Verlag das Recht hat, sich dem Dienst am lyrischen Wort und dem Opfer dafür zu entziehen!“ Wer Dietrichs Ausführungen aufmerksam liest, dem wird das Widerspruchsvolle darin nicht entgehen. Vor allem im Grundsätzlichen: Dietrich operiert mit einem Lyrikbegriff von absoluter Werthastigkeit, im klaffenden Gegensatz dazu aber steht doch der wirkliche Wert der tatsächlich erzeugten, ungedruckten und eines beträchtlichen Teils auch der schließlich an den Verleger und damit auf den Buchmarkt gebrachten Lyrik. Dietrich selbst beginnt ja: „Bevor ich über die wenigen wertvollen Neuerscheinungen sprechen will“ — und im Aprilheft der „Literatur“ beginnt Hellmut Schlien die Besprechung von drei neuen Lyrikbändchen mit dem Satz: „Drei erste Gedichtbändchen seien aus der Vielzahl der Erscheinungen herausgegriffen.“*) Hier wird also eine „Vielzahl“ lyrischer Erscheinungen zugegeben, und Dietrich seinerseits gibt zu, daß das Jahr „wenig wertvolle Neuerscheinungen“ gebracht habe. Dietrich schreibt allerdings davon, daß ihm „in jüngster Zeit die wertvollsten Gedichtbände als Manuskripte vorgelegt wurden, während die gedruckte Lyrik bei weitem nicht dieses Niveau aufwies“. Diese Behauptung, die natürlich auf der subjektiven Beurteilung dieser Manuskripte durch Dietrich beruht, könnte von uns erst nachgeprüft werden, wenn wir Gelegenheit hätten, selbst Einsicht in die Manuskripte zu nehmen. Der Lektor eines „bedeutenden Verlages“ könnte ja anderer Ansicht sein als Dietrich, der, da er selbst Lyriker ist, auf alle Fälle befangen ist in seinem Urteil. Und schließlich gehen Manuskripte im Verlag ja zuerst zum Lektor, ehe der „Verlagsaktionär“ darüber zu befinden hat; und nicht alle Verlagslektoren sind Trottel, wie eine gewisse Sorte von verhandelten Lyrikern und Schriftstellern oft meint! Man lasse sich einmal vom Vorleser der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums einiges aus seiner Arbeit er-

zählen oder einige Proben aus seinem lyrischen Kuriositätenkabinett geben, um zu ersehen, daß ein verschwindender Bruchteil von dem Lyrik ist, was sich heute als solche ausgibt, mit der bitteren Klage darüber, daß der böse Verlag sie nicht druckt! Wir selbst sind in den letzten Jahren zahllose lyrische Manuskripte durch die Hände gegangen — ach, es war einem bei der Lektüre oft genug zum Schlechtwerden. Abgesehen von der Gruppe der völlig Talentlosen, von ihrem „Talent“ aber desto fanatischer Überzeugten, ist heute für Lyrik Ausübende noch vielfach gültig das Rezept: ein wenig Milke, ein wenig Hofmannsihal, mit Vorsicht und Geschick etwas George dazu gegeben, unmerklich in Goethe getaucht und dem Ganzen einen Spritzer Volkslied beigemischt, — was dabei herauskommt, kann man sich denken. Das ist auch kein Wunder! Die neue Form kann noch gar nicht in der Weise gefunden sein, daß ihrer auch der durchschnittlich Begabte, eigener Formschöpfungen nicht fähige sich wie eines bequemen äußeren Hilfsmittels zu bedienen vermöchte, da gerade die, die ihre Schöpfer und Träger sein werden, in den letzten Jahren meist anderes zu tun hatten, als Gedichte zu schreiben. Es gibt Ausnahmen: die SA.-Männer Gerhard Schumann (den auch Dietrich besprach) und Hans Jürgen Nierenz z. B., — aber sie wären an den Fingern einer Hand aufzuzählen. Jene Epigonenlyriker aber (bitte: lesen Sie im Aprilheft der „Literatur“ auf Seite 421 die Proben nach, die Hellmut Schlien in seiner oben schon erwähnten Besprechung dreier lyrischer Neuerscheinungen gibt: ach, sie sind für Verleger, Sortimentler und Lyrikfreunde gleich entmutigend!) müssen langsam zum Schweigen kommen, damit Raum werde für eine Lyrik, die wirklich „Wortausdruck des (heutigen!) deutschen Menschen“ ist, sie wird dann nicht nur ihre Verlage finden, sondern auch das Echo im Volk, dessen sie bedarf, um für das Volk lebendig zu werden. — Es hat aber gar nichts mit einem „Dienst am lyrischen Wort“ zu tun, und es ist also auch kein Dienst am Volke und seiner Kultur, und es ist zu allererst ein Dienst an den jungen Dichtern selbst, wenn man ihnen die zweifelhafte Möglichkeit gibt, ihre Primaner-Erstlings-Schreie gleich ins ganze Volk hineinzuposaunen, — Jugend allein ist auch auf diesem Gebiet kein Vorrecht, auch hier hat vor allem anderen nur die Leistung ein Recht auf Beachtung und Förderung. Neunzig Prozent von dem, was im letzten Dezennium an Lyrischem das Licht der Welt erblickt hat (dazu oft in blödsinnig teuren Luxusausgaben, numeriert und signiert, und was solcher überflüssigen Scherze mehr sein mußten!), hatte keine geistige und buchwirtschaftliche Daseinsberechtigung, sondern gehörte in das stille Kämmerlein und in das hinterste Schreibrüschel seiner Verfasser, aber gedruckt mußte es sein, gedruckt um jeden Preis, oft genug um den eines teuren Druckkostenzuschusses, der im Leben dieser jungen Menschen sicher zweckmäßiger und existenzieller hätte angelegt werden können und müssen! Die jungen Lyriker, und besonders die, die es zu sein glauben, mögen einmal nachlesen, wie Conrad Ferdinand Meyer als Lyriker gegen sich verfuhr, und wie Theodor Storm verwarf und immer wieder verwarf, bis als Lebensernte schließlich ein Bändchen übrig blieb, von dem mancher der jungen Draufgänger heute Jahr für Jahr ein Vielfaches verfertigt; oder sie mögen auch bei Lebenden nachsehen, bei Münchhausen etwa, der auch zehnmal verwirrt, bis er einmal anerkennt — bei eigenen Leistungen, bitte! — oder bei Carossa, dessen Bändchen „Gedichte“ es man auf jeder Seite geradezu ansieht, welche harte Selbstzucht hier gewaltet hat und wieviel Ungedrucktes um des wenigen Gedruckten willen zurückstehen mußte. Die Selbstzucht der halben Talente aber — und nur die schreit und klagt an — verstellt auch dem den Weg, was durch das Sieb der Selbstzucht der wirklichen Talente hindurchgegangen ist und also ein Recht hat, die öffentliche Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen! Wenn erst einmal innerhalb der jungen Lyrikerschaft Härte gegen sich selbst und schonungslose Kritik der eigenen Leistung gegenüber zum allgemein anerkannten Schaffensgrundsatz geworden ist, dann wird auch der „große Verlag“ wissen, was er der wertvollen Lyrik gegenüber schuldig ist. Es ist aber ein billiges Unterfangen, dem Verlag Sabotage am „lyrischen Wort“ vorzuwerfen, und gar den Staat auf ihn zu heben, weil es ihm nicht in jedem Falle gelungen ist, das eine oder andere wertvolle und wirklich druckreife Lyrikmanuskript herauszuspüren aus dem Gestrüpp der wild wuchernden wertlosen Selbstverhätzelungserzeugnisse der vielen, allzuvielen Auchlyriker unserer Zeit. Dienst am Wort ist auch Dienst am Volk, das mögen sich vor allem die jungen Dichtenden gesagt sein lassen; und erst dann, wenn ihre Schöpfungen so gültig und notwendig geworden sind, daß das Volk ein allgemeines Anrecht auf sie hat und sie sich also den Anspruch darauf erworben haben, vom Volk gehört zu werden, erst dann darf dem nicht opferwilligen Verlag der Vorwurf gemacht werden, er entziehe sich einem für das Volksganze wichtigen Dienst. Wobei der Hinweis nicht vergessen werden darf, daß, soweit ich beobachten konnte, die großen deutschen Verlagsanstalten in den letzten Jahren so viel lyrische Erschei-

*) S. dazu auch die Einleitung, die Ronald Loesch einer Besprechung neuer Lyrikbände in den „Kritischen Gängen“ der Berliner Börsenzeitung vorausschickt: „Die Zahl neuer Gedichtbücher wächst ins Uferlose — eine immerhin paradoxe Erscheinung in dieser vom Politischen bewegten, auf die Notwendigkeit des Handelns gerichteten Zeit. Stehen wir inmitten eines Blütezeitalters der Lyrik? Ziffern täuschen; die Begabung zum echten Lyriker ist selten genug. Die meisten dieser Erzeugnisse sind mehr oder weniger belangvolle Auserungen privater Innerlichkeit, ästhetische Spielereien um bloße Metaphern oder Programmdichtungen, mit „Weltanschauung“ verbrämt. . . . In der heutigen Lyrik herrscht ein beängstigendes Stimmengewirr. Nur wenige Dichtungen heben sich aus der Ungehalt des großen Häufens heraus und reden die klare Sprache des ewig Menschlichen.“